

Nr. 270. Bromberg, den 28. November 1929.

Der Buchstabe „E“

Kriminalroman von William Le Queux.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Otto Borschke.

.(16 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

„Ihre Feinde werden zum Schlage ausholen, wenn Sie am wenigsten an eine Gefahr denken,“ erwiderte sie. In ihren Augen lag ein Ausdruck tiefsten Mitleids.

„Ihre Worte sind sehr geheimnisvoll,“ sagte ich. „Ich habe sicher niemandem ein Unrecht getan. Liegt nicht vielleicht ein Irrtum vor — tritt etwa jemand anderes unter meinem Namen auf?“

„Ich weiß nur das, was ich Ihnen schon gesagt habe, Herr Remington. Sie schweben in größter Gefahr und um sie zu vermeiden, flehe ich Sie an, zu verreisen.“

„Wenn Ihre Worte wahr sind, dann würde man mir auch ins Ausland folgen,“ bemerkte ich. „Übrigens kann ich mich doch verteidigen.“

„Ich habe Sie gewarnt,“ sagte sie einfach. „Ich halte es für meine Pflicht, Sie über das aufzuklären, was beabsichtigt ist. Wir dürfen nicht mehr zusammenkommen — hören Sie?“

Ich schwieg einige Augenblicke — was dann geschah, weiß ich nicht mehr recht, denn ich mußte damals meinen Kopf vollständig verloren haben. Ich weiß nur so viel, daß ich mich dann über sie neigte und ihr das Geheimnis meiner Liebe gestand.

„Ich kann mich von Ihnen nicht trennen,“ rief ich in leidenschaftlicher Verzweiflung aus. „Wie könnte ich es auch, wo ich Sie doch so innig liebe, stets an Sie denke und nur für Sie lebe!“

„Nein“, sagte sie ruhig und erhob ihre blauen Augen zu mir, „das darf nicht sein. Bitte, sprechen Sie nicht mehr davon.“

„Sie müssen mich aber anhören“, rief ich verzweifelt aus. „Ich wollte Ihnen meine Liebe verheimlichen, doch jetzt kann ich es nicht mehr. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe!“

„Zu verzeihen gibt es da nichts,“ antwortete sie mit müder Stimme, den Blick gesenkt. Sie schien wie von einem Traume befangen.

„So darf ich also hoffen?“ sagte ich rasch, hob ihre Hand an meine Lippen und drückte einen Kuß darauf.

Sie entzog mir aber ihre Hand sofort wieder und sprang auf.

„Nein, Herr Remington. Es tut mir leid, daß diese Worte gefallen sind, Sie wissen nicht, wie weh es mir gerade jetzt tut. O, wenn Sie die Wahrheit kennen würden, dann hätten Sie mir nicht die Hand geküßt!“

„Warum nicht?“ fragte ich überrascht.

Sie gab mir jedoch keine Antwort. Ihr Blick war zu Boden gerichtet und ihre Hände zitterten. Ich sah es ihr an, daß sie offen mit mir sein wollte, doch ihre Furcht gebot ihr Schweigen.

„Ich küßte Ihre Hand, weil ich Sie liebe“, sagte ich ernst. „Seit ich Sie damals in Soho traf, habe ich Sie geliebt, immer waren meine Gedanken bei Ihnen. Ich —“

„Ein grausames Geschick trennt uns,“ unterbrach sie mich. „Habe ich Ihnen nicht schon gesagt, daß wir uns nicht mehr sehen dürfen?“

„Ich verstehe nicht, warum? Können Sie denn meine Gefühle nicht erwidern, können Sie —?“

„Niemals kann ich Sie lieben!“ erwiderte sie.

„Warum nicht?“ rief ich aus und ergriff ihre Hand. „Sie wissen nicht, wie groß meine Liebe zu Ihnen ist — wie ich den ganzen Tag über Ihr süßes Gesicht vor mir sehe und wie leer und düster mein Leben ist, wenn Sie nicht bei mir sind! Hassen Sie mich denn so?“

„Nein ich hasse Sie nicht,“ gab sie leise zur Antwort. „Ich sehe Sie als meinen Freund an, dem ich dankbar sein muß, doch Liebe — niemals!“

Ein langes Schweigen folgte. Ihre letzten Worte hatten mir alle falschen Hoffnungen geraubt. Sie erwiderte meine tiefe, leidenschaftliche Liebe nicht. Sie war mir gegenüber kühl und abweisend, vielleicht jenes Johnson wegen, den manche für ihren Liebhaber gehalten hatten und der verschwunden war.

Wieder blickte ich ihr in die abgrundtiefen Augen. Welches Geheimnis bedrückte sie?

„Warum können Sie mich nicht lieben?“ fragte ich sie einige Augenblicke später nochmals. „Ich bin Ihnen wirklich ergeben und bin bereit, alles zu tun, was Sie wünschen.“

Sie biß die Lippen zusammen, sprach aber kein Wort.

Dann sagte sie, indem sie mir ernst in die Augen sah:

„Alles, worum ich Sie bitte, ist, daß Sie England verlassen und sich in Sicherheit bringen.“

„Nein, ich bleibe — ich bin kein Feigling,“ erklärte ich.

„Von Feigheit kann hier keine Rede sein,“ erwiderte sie. „Es handelt sich darum, Ihr Leben zu retten. Sie befinden sich in größerer Gefahr, als Sie ahnen. Wenn Sie Ihren Feinden zum Opfer fielen, könnte ich es mir nie verzeihen, Ihnen nicht die Wahrheit gesagt zu haben.“

„Aber ich will hierbleiben und Ihnen helfen,“ drängte ich. „Ich liebe Sie, daher ist es meine Pflicht, Sie zu beschützen.“ — „Das steht nicht in Ihrer Kraft“, erwiderte sie tonlos. „Niemand kann mir helfen.“

„Ich aber will es und muß es tun,“ rief ich aus.

„Nie werde ich zugeben, daß Sie hier bleiben und Ihr Leben aufs Spiel setzen,“ erklärte sie entschlossen.

„Ich fürchte mich nicht,“ entgegnete ich. „Ich liebe Sie und bin offen und ehrlich zu Ihnen.“

„Leider kann ich es nicht sein,“ sagte sie und seufzte.

„Aber Sie können meine Gefühle erwidern,“ flüsterte ich, „das heißt, falls Sie nicht mit jemand anderem verlobt sind.“

„Ich bin nicht verlobt,“ gab sie rasch zur Antwort und riß ihren Blick von dem meinen los.

„Dann müssen Sie mich lieben,“ rief ich von Sinnen aus, ergriff ihre Hand und küßte sie, bevor sie meine Absicht erriet.

Sie wich vor mir zurück, als fürchtete sie sich vor mir.

„Nein," sagte sie leise, „niemals kann ich Sie lieben — ich darf es nicht!"

„Sie dürfen es nicht, weshalb?"

„Ah, Sie wissen es ja nicht!" rief sie aus. „Sie haben meine Hand geküßt — die Hand, die sich gegen Sie erhoben hat, um Sie ums Leben zu bringen! Gott sei mir gnädig!"

19. Kapitel.

In Bayswater.

Obwohl ich weiter in Erika drang, wollte sie mir nichts mehr sagen. „Fliehen Sie aus England," wiederholte sie. „Sie schweben in größter Gefahr!"

Ich wollte von ihr Näheres bezüglich ihres Ausspruches erfahren, daß ihre Hand gegen mich erhoben sei. Wollte sie damit sagen, daß man sie zwinge, mich zu töten — mich, der ihr offen seine Liebe erklärt hatte?

Ich überlegte. Die Lage war verwickelter denn je.

Beinahe wäre ich indiskret gewesen. Es lag mir schon auf der Zunge, ihr zu sagen, daß ich die Wahrheit über ihre Person kenne und daß ich festgestellt hätte, daß der alpine Unfall bloß ein Märchen sei, doch ich hielt mich zurück. Ich schwieg, denn ich wollte nicht haben, daß sie glaube, ich hätte ihren Privataffären nachgespürt.

Immer und immer wieder fragte ich sie nach der Bedeutung jener Worte, die ihr unabsichtlich entschlüpft waren, doch ohne Erfolg. — „Ich warne Sie nur vor der Gefahr, Herr Remington", sagte sie, „und flehe Sie an, zu fliehen, ehe es zu spät ist." — „Wenn ich nun zur Polizei ginge?" sagte ich.

„Die könnte Sie nicht beschützen, früher oder später würden Sie Ihren gefährlichen Gegnern zum Opfer fallen. Solange Sie sich in England aufhalten, können Sie ihnen nicht entkommen."

„Wieso? Wenn Ihre Worte wahr sind, dann bleibt die Gefahr die gleiche, selbst wenn ich im Ausland wäre."

„Nein, wenn Sie einmal das Land verlassen haben, dann fürchtet man Sie nicht mehr."

„Was fürchtet man denn?" forschte ich.

„Das weiß ich nicht genau, darüber hat man mich im unklaren gelassen."

Weitere Aufklärungen zu geben, weigerte sie sich. So oft ein Blick aus ihren tiefen Augen den meinen traf, sah ich darin einen Ausdruck von Furcht und Entsetzen. Mehrmals wendete sie auch den Blick von mir ab und wagte es nicht, mir offen ins Gesicht zu sehen.

War es denn möglich, daß ich durch ihre Hand sterben sollte? Dies alles kam mir so seltsam, so unwirklich vor — manchmal war es mir, als träumte ich.

Konnte es eine merkwürdigere Lage geben? Ich liebte sie, ich liebte die Frau, die offen zugegeben hatte, daß ich ihretwegen um mein Leben kommen sollte.

Obwohl ich sie eindringlichst aufforderte, noch zu bleiben und auf meine Kusine und Doktor Fleming zu warten, erklärte sie nach einem Blick auf die Uhr, daß sie nun gehen müsse. Sie ersuchte mich, ihr ein Auto zu besorgen, da sie ohne Hut und Mantel sei.

Ich trug ihr meine Begleitung an, doch sie lehnte ab.

„Ich fahre direkt zu meinen Freunden nach Hampstead zurück," erklärte sie.

„Sind das wirklich Ihre Freunde?" fragte ich und dachte daran, wie sie am Abend vorher aus dem Hause geeilt war.

Eine Sekunde lang sah sie mich seltsam an, dann holte sie tief Atem und sagte:

„Ich glaube, sie betrachten sich als solche."

„Ich kann Sie doch nicht allein gehen lassen", widersprach ich.

„Ich bin ganz beisammen", beruhigte sie mich. „Dank Ihrer Hilfe habe ich mich vollständig erholt. Es tut mir nur leid, daß ich Ihnen solche Ungelegenheiten bereitet habe. Fahren Sie aber ja gleich von England weg," beschwor sie mich. „Fahren Sie schon morgen, bevor es zu spät ist. Ich fürchte, meine Freunde wissen schon, daß ich hier bei Ihnen war und werden daraus folgern, daß ich Sie gewarnt habe."

„Und wenn es so wäre?" fragte ich und griff nach ihrer Hand.

„Dann würden sie sofort zur Tat schreiten — vielleicht noch heute nacht!"

„Ich habe keine Angst!"

„Das ist leicht gesagt," rief sie leidenschaftlich aus, „aber Sie wissen nicht, wie schlau und grausam sie sind. Ein einziges Mal habe ich mich ihnen entgegengesetzt und habe meinen Fehler tief bereut."

Dreimal beschwor sie mich noch, wegzufahren. Ihre zitternden Finger lagen auf meinem Arm, mit flehendem Blick sah sie mich an und wollte mich zu dem Versprechen bringen, schon morgen London zu verlassen.

Doch ich blieb standhaft und sagte:

„Mein Platz ist hier, bei Ihnen, denn ich liebe Sie!"

„Nein," schrie sie auf, „gehen Sie — ich bitte Sie darum! Es wäre zu gefährlich, wenn Sie hier bleiben! Denken Sie an meine Worte, wenn ich fort bin."

Sie ging und ich begleitete sie hinunter, nachdem ich vorher dem Portier den Auftrag gegeben hatte, ein Auto zu holen.

Als ich ihr in den Wagen half, drückte sie eine Sekunde lang zärtlich meine Hand und flüsterte mir zu: „Ich danke Ihnen — doch denken Sie daran: bleiben Sie nicht hier, ich beschwöre Sie!"

Das rote Decklicht des Autos war rasch in der Dunkelheit verschwunden und ich war allein.

Ich hatte dem Chauffeur die Adresse des Hauses in der Fitzjohns Avenue angegeben — ob sie ihm wohl eine andere Anweisung gab und nach Riverside Road fuhr?

20. Kapitel.

Weitere Verwicklungen.

Drei Tage vergingen. Obgleich ich wachsam auf meinem Posten in Hammersmith war, sah ich niemanden in das verschlossene Haus eintreten, noch aus demselben herauskommen.

Erikas seltsame Warnung hatte mich überrascht. Curtis war der Ansicht, daß ich zu Inspektor Wade gehen sollte, und redete mir sehr zu, doch ich weigerte mich und erklärte, daß ich auf weitere Enthüllungen warten wolle.

Lange brauchte ich darauf nicht zu warten, denn vier Tage später kam Elsie ganz aufgeregt zu mir und teilte mir mit, daß, soweit sie es beurteilen könne, Anna Huber verschwunden sei. Sie war in den letzten zwei Tagen nicht im Bureau gewesen, und eine Nachfrage bei ihrer Hauswirtin in Bayswater hatte ergeben, daß sie vor zwei Tagen am Abend ausgegangen und nicht mehr zurückgekehrt war.

„Wahrscheinlich ist sie in der Fitzjohn Avenue", sagte ich. „Wir müssen das feststellen."

„Im Bankhaus findet man ihre Abwesenheit rätselhaft, und das Ganze wird noch merkwürdiger dadurch, daß der junge Hirsch heute abend vor dem Bureau auf sie wartete, scheinbar also von ihrem Verschwinden nichts wußte."

Ich mußte an den seltsamen Brief denken, den wir in Erikas Rock gefunden hatten, und an die darin enthaltene Erwähnung meiner Person und der Freundschaft zu Herrn Faßbind. Wäre es möglich, daß sie sich in der Fitzjohns Avenue befand?

Wir riefen Curtis an, der bald darauf zu uns kam. Wir besprachen mit ihm die Situation.

„Mich kennen sie nicht", sagte er, „deshalb will ich in der Fitzjohns Avenue auf Wache gehen und werde sofort mit einem Taxi hinfahren." Er zündete sich noch eine Zigarette an und ging.

Ungefähr eine Stunde später klingelte das Telephon.

„Hallo, hier Curtis!" hörte ich ihn sagen. „Ich bin im Restaurant George, kommt beide her, ich will euch um Rat fragen. Ich erwarte euch beim Bahnhof."

Weiter sagte er nichts, wir stiegen daher in der Station St. Jamespark in den Zug, stiegen in Charing Croß um und trafen eine halbe Stunde später bei der Station Hampstead zusammen.

Ich sah es seinem Gesicht an, daß etwas los war.

„Sie sind alle fort!" stieß er hervor. „Sie sind weg — das Haus ist leer!"

Wir standen da, wie vom Donner gerührt.

„Ich habe mich erkundigt und erfahren, daß gestern nachmittag gegen drei Uhr zwei Möbelwagen vorfuhren und daß die ganze Einrichtung rasch eingeladen wurde. Das Haus ist leer — kommt und überzeugt euch selbst!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Spiegel der Sonnengöttin zieht um.

Die Nacht, da ganz Japan in der Vergangenheit lebt. — Eine Hütte als japanisches Nationalheiligtum.

Von E. Conz-Tokio.

Riesige Bauten aus Stahl und Beton, Warenhäuser, Kaffeepaläste, ratternde Straßenbahnen, endlose Kraftwagenschlangen, rastloses Weltstadttreiben, nimmer ruhender Lärm kennzeichnen das Tokio von heute. „Das ist das Gesicht des modernen Japans", wird der Ausländer sagen, und er hat recht. Doch nur zum Teil. Denn es gibt ein zweites Japan, das Land der Chrysanthemen und der Lackmalereien, der zwischen Bäumen versteckten Tempel, der stillen, verträumten Seen.

Ein Doppelgesicht besitzt Japan, das moderne, farblose und das ihm typische, seit Jahrtausenden unveränderte. Letzteres, das dem Fremden meistens abgewandt ist, wurde allen sichtbar, als in diesem Herbst der eine Gedanke das ganze Volk für eine Nacht faszinierte: „Der Spiegel der Sonnengöttin zieht um!"

Stundenlang vergaß das moderne Japan seiner selbst und lebte nur in der Vergangenheit; es erinnerte sich nicht an sie, wie wir Weißen es vielleicht tun würden, sondern es streifte alles Moderne für Stunden ab wie ein Kleid, übersprang zurückliegende Jahrtausende und fühlte im Geiste der Vorväter.

Alle zwanzig Jahre nur tritt dieser größte Tag im geistigen und religiösen Leben Japans ein. Er ist der einfache und eben durch seine Schlichtheit so wirkungsvolle Ausdruck eines Glaubens, der mehr bedeutet als eine Religion, der die Grundlage für das politische und geistige Dasein des Landes bildet.

Amaterasu Omikami, die Sonnengöttin, ist die Ahnfrau des kaiserlichen Hauses. Sie gab dem ersten Herrscher den Heiligen Spiegel, das Symbol der Reinheit, das Zeichen ihrer selbst, und erbaute für ihn auf der Halbinsel Ise eine einfache Hütte, die geweihteste Stätte des ganzen Landes. „Du wirst in diesem Reiche wohnen und über die weiten Felder und Wälder herrschen." Mit diesen Worten setzte die Göttin den ersten Kaiser auf den Thron, und so lange das japanische Volk noch an Amaterasu glaubt, wird die Regierung des Mikados unerschütterlich sein.

Die ursprüngliche Hütte, der Tempel des Heiligen Spiegels, ist längst vermodert. Doch alle zwanzig Jahre ersteht sie von neuem in alter Gestalt, weil kein Sterblicher es wagen dürfte, ihr Strohdach zu betreten, ihre Wände aus rohem Holz zu berühren, um Schäden an ihr auszubessern. Wie ein primitives Eingeborenenhaus auf einer Südseeinsel steht sie auf ihren niedrigen Pfählen, und doch ist sie für zwanzig Jahre das Herz des Landes. Das Kaiserhaus, die Minister und Würdenträger beugen sich vor ihr, die in Europa dem geringsten Arbeiter als Wohnung zu ärmlich wäre.

Kein Gebäude auf Erden wird mit der gleichen peinlichen Sorgfalt errichtet wie diese einfache Tempelhütte. Nicht jedes Holz ist für ihren Bau geeignet. Es darf nur in den Wäldern von Kiso geschlagen werden und muß ohne Fehler, ohne jeden Ast sein. Die Priester prüfen jeden Balken und reinigen in wiederholten Zeremonien jeden, der im weißen Ritualkleid das Holz herbeiträgt und die Stämme zurecht haut. Bauern, auf denen nicht der geringste Makel lastet, müssen es sein, die in weißen, gelben und roten Gewändern den Reis säten, der jetzt der Göttin geopfert wird.

Einen Monat nimmt die Errichtung der neuen Tempelhütte in Anspruch. Ist der Bau beendet, so beginnt die Zeremonie ihrer Ausschmückung. Sie ist in allen Einzelheiten vorgeschrieben, und selbst jeder Hammerschlag muß von bestimmten Handlungen begleitet sein. Wird ein Fehler begangen, eine Kleinigkeit übersehen, so darf nichts verbessert werden. Zwanzig Jahre lang wird das Versäumnis die Göttin kränken, und die Verantwortung der Priester ist deshalb schwer. Die Zeremonien selbst bleiben ein Geheimnis, das die wenigen Eingeweihten ängstlich wahren. Ist die Ausschmückung der neuen Hütte beendet, so prüft der Oberritual an der Spitze seiner Priester den Tempel und verkündet, die Stätte sei zur Aufnahme des Heiligtums bereit.

Dreihunderttausend Japaner hatten sich in diesem Jahre aus allen Teilen des Landes eingefunden, um der Prozession vom alten zum neuen Tempel aus der Ferne beizuwohnen. Dreißig Millionen dachten zwei Stunden lang nur an den Heiligen Spiegel, knieten in den Tempeln von Jesso bis Kiuschiu, den Blick in die Richtung nach Ise gewandt, und der Kaiser saß im alten Hofkleid im Garten des Palastes, um sein Gebet zur Ahnfrau Amaterasu in dem Augenblicke zu beginnen, da dreihundert Kilometer entfernt die Tür zum alten Tempel geöffnet wurde.

Um sieben Uhr zehn Minuten las der Oberpriester das Gebet, das der Sonnengöttin den unmittelbar bevorstehenden Umzug ihres Heiligen Spiegels verkünden sollte. Doch fast eine Stunde später erst erschien die Spitze der Prozession von Priestern und Würdenträgern, unter ihnen der Ministerpräsident Hamaguschi, in ihren weißen Kleidern, die steif vom Körper abstehen. Zu den klagenden Tönen der Kirchenmusik des Schintokults bewegte sich der Zug langsam unter den hohen, düsteren Kryptomeren des Haines von Ise. Die Fackeln warfen ihr spielendes Licht über die Priester, die Bogen- und Schwertträger, und schufen im Verein mit dem düsteren Hintergrund ein Bild, das nicht der modernen Wirklichkeit anzugehören schien, sondern wie ein Gemälde aus den längst vergangenen Zeiten der Sogune und Samurais anmutete. Vor dem Oberpriester, der den Schrein mit dem Spiegel trug, rollten niedere Geistliche die Strohmatten auf, die nur sein Fuß betreten durfte. Schleier aus weißer Seide schützten das Heiligtum vor allen Blicken, und der Schirm aus dem rituellen Stroh bewahrte es vor dem langsam rinnenden Regen. In unübersehbarer Menge lagen die Gläubigen, die nicht zu den wenigen bevorzugten Teilnehmern an der Prozession gehörten, weitab vom malerischen Zuge auf den Knien im Regen.

Kurz nach halb neun Uhr erreichte der Zug die neue Hütte. Die Einweihung des Tempels währte dreißig Minuten, und auch die hier beachteten Zeremonien entzogen sich den Blicken und der Kenntnis aller nicht Eingeweihten. Zehn Minuten nach neun Uhr erfuhr die wartende Menge, daß der Heilige Spiegel an der Stätte niedergelegt war, die er für die nächsten zwanzig Jahre nicht verlassen soll. Zehn Minuten später sprach der Oberpriester das Schlußgebet, mit dem er der Göttin die Beendigung der Feier verkündete.

Wenn auch nur dreihunderttausend Japaner dem Schauspiel von weitem beiwohnen durften, so werden doch Millionen in den nächsten zwei Jahrzehnten den Tempel der Sonnengöttin aufsuchen, denn, was dem Mohammedaner die Reise nach Mekka bedeutet, das ist dem Anhänger der Schintolehre die Wallfahrt zum Heiligen Spiegel. Kein Beamter wird seine neue Stellung antreten, kein Kaufmann sich über den günstigen Jahresabschluß freuen, ohne vor der Hütte zu beten, die das Heiligtum des Landes, den Schild der Monarchie gegen umstürzlerische Gedanken birgt.

Der weiße Würger.

Skizze von **Wilhelm Hochgreve.**

Schlimm war's, daß der Schnee über einen Fuß hoch lag und in den Bergen gar zwei, auch drei und vier. Der Ostwind schnitt tief in den Wald hinein und baute hohe, gefährliche Wehen auf. Noch schlimmer aber als alles dieses war der Hartschnee. Zwei Tage hatte die Sonne geschienen und den Tieren des Waldes und Feldes das Hoffen ins Herz gestrahlt, die Hoffnung auf das Ende der Schneezeit und auf bessere Tage, und auch die Nacht zwischen den beiden Sonnentagen war mild gewesen. In der nächsten Nacht aber kam der Frost und überhauchte den weichen Schneebrei mit einer starken Eisschicht. Erst dieser Hartschnee machte den Winter furchtbar für alles Wild. Tagelang blieb sie, die Eisdecke, grausam, tückisch und mordfroh.

Auf den Misthaufen im Feld und auf den Schuttplätzen an den Rändern der Dörfer balgten sich die Krähen um Abfallreste. Karg waren auch diese, denn bevor der Hartschnee kam und die Wildnot, hatten die Füchse ihre schweren Tage, und sie mußten jene Plätze aufsuchen und plünderten alles durch. Als aber der Hartschnee kam, hatten sie es fein, die Rotbeuter. Zwei Tage herrschte er, da färbten sich die Fährten von Reh- und Rotwild. Den Wildkälbern und Rehkitzen sträubte sich das Rückenhaar, und die Verwaisten

unter ihnen taten sich bald nieder und warteten auf das Ende durch den Mordfang der Füchse. Stramm saß den Füchsen der Balg. — Der weiße Tod schlich durch den Wald und über die Felder und mähte mit klirrender Sense.

Auch Starke brachte er zu Fall. Des edlen Hirsches stolze Fährte wurde zur Rotfährte. Laufkrank vom Durchbrechen beim Ziehen und Flüchten im Hartschnee, müde und matt von knapper Äsung, zog der Hochgeweihte zu Tal, um an den Weichhölzern am Bach zu schälen. Wo war der Starke hingekommen, der noch vor wenig mehr als zwei Monaten das größte Rudel sein nannte und siegreich gegen andere Hirsche verteidigte, der selbst den alten Schadhirsch abkämpfte? Was war aus dem König des Waldes geworden? Das Haar stand ihm in Schöpfen und Bürsten und struppigen Bärten auf dem Rücken und in den Flanken hoch, und seine Lichter waren halb geschlossen. Nur das Geweih ragte mit seinen zwölf Enden in altem Stolze auf seinem Haupte.

Die Füchse merkten, was mit ihm los war, und umlungerten ihn frecher, viel frecher als sonst. Aber sie hatten noch Fallwild und Luder in den Stangen und Dickungen, und an kümmernden Rehen ließ sich leichter jagen als an so einen, der ihnen immer noch die Rippen brechen konnte mit dem Geweih oder den stahlharten Schalen der sehnigen Läufe. So ließen sie ihn noch und warteten. Da fiel in den Bergen Neuschnee fußhoch auf den alten, vereisten, und alles Wild, das sich da oben noch gehalten und mühselig durchgekämpft hatte, wurde hinunter gedrückt in die Vorberge. Der Förster spürte eine Wildkatze in seinem Begange, die erste seit zehn Jahren, und Sauen waren auch da, eine ganze Rotte, klapperdürr. Mit den Füchsen aber wurde es unheimlich. Alle Roten aus den Bergen waren herunter gekommen, und so wurde auch ihnen Schmalhans der Küchenmeister.

Ein ausgehungerter Bergfuchs, acht Jahre alt und mit allen Hunden gehetzt, fand des Zwölfenders Rotfährte, folgte ihr, und der frische Schweiß stachelte seinen Hunger zur heftigen Gier. Er stutzte — im Bett saß der Hirsch. Hechelnd und mit vor Gier wässerndem Fange umschnürte der Rote den Kranken. Der drehte das müde Haupt nach ihm, blieb aber sitzen. Toll vor Gier nach Fraß packte der Bergfuchs den Hirsch in die Keulen, riß ihm ein Büschel Haare aus, noch einmal, da fuhr der Edle hoch und wies ihm gesenkten Hauptes seine stolze Waffe. In maßloser Sucht nach Fraß bellte der Fuchs keckernd auf, den Todesmatten umkreisend. In wenigen Augenblicken waren zwei, drei andere seiner Sippe da, die in den Bergen Not litten und mit herunter gestiegen waren, und von allen Seiten gingen sie dem Zwölfender zu Leibe. Der schlug sie ab, raffte dann alle Kräfte, die ihm noch geblieben waren, zusammen und brach in wilder Flucht durch die Stangen den Berg hinauf. Ihm folgte die tolle Meute der Roten. Dem Hirsch versagten die Kräfte, er stellte sich den Hetzern und schlug nach ihnen, aber so unglücklich, daß die Krone der einen Stange sich zwischen zwei engstehenden Stämmen eines Stockausschlages einklemmte. Da war es um ihn geschehen. Röchelnd, keuchend vor Wut, Verzweiflung und Schmerzen zog und drehte er, aber das Geweih saß fest. Noch einen letzten Hieb teilte er mit dem Hinterlaufe aus, an dem ihn einer seiner Mörder zwickte, aber er vernahm nicht mehr das Gewinsel des Getroffenen. Der alte Bergfuchs hing ihm an der Drossel, der Todesschweiß des Königs der Wälder färbte den Schnee, und weithin drang durch den hellhörigen Winterwald das Keckern und Keifen, das Kauen und Knacken der Roten, die das Wildbret des Edlen verschlangen.

Als nach der Schneeschmelze der Bestand durchforstet wurde, fand der Förster ein Zwölfergeweih zwischen zwei engen Stangen hängen und darunter Wirbel- und Rippenknochen, Haartoste und eine Unmenge Fuchslosung. Er löste den Fund aus seiner Klammer und nahm ihn mit in sein Heim.

Dort hängt das Geweih an der Jagdwand, ein stolzes Stück und dabei ein trauriges Erinnerungszeichen an jenen furchtbaren Winter, in dem der weiße Würger durch die Wälder und über die Felder schlich und auch die Stärksten würgte.



Bunte Chronik



*** Welcher Truthahn legt das Diamantenei?** In den angelsächsischen Ländern vertritt der geschmorte Truthahn unseren deutschen Gänsebraten, und besonders am Dankfest, das Ende November gefeiert wird, müssen in den Vereinigten Staaten Hunderttausende seiner Brüder ihr junges Leben lassen. Es gibt Farmen, die sich nur mit der Aufzucht dieses Geflügels befassen und für die das Geschäft vor dem Dankfest über den Ausfall der Bilanz entscheidet. Einer dieser Truthahnzüchter ist John McLaurin in Willits bei San Franzisko. Für dieses Jahr standen auf seiner Farm 1200 Truthühner bereit, um zu Nutz und Frommen der feiernden Menschheit den Tod zu erleiden. Eines schönen Tages besah sich Frau McLaurin den Segen und schritt stolz durch die Reihen der zur Fütterung angetretenen 1200 Truthähne, die am nächsten Tag nach San Franzisko verschickt werden sollten. Dabei verlor die Truthahnmutter plötzlich ihren auf 1500 Dollar geschätzten Diamantenring. Sie sah, wie eines der Tiere sich auf den blitzenden Gegenstand stürzte und ihn verschlang. Erschrocken wollte sie den Dieb ergreifen, doch im nächsten Augenblick gerieten sämtliche Truthähne ob dieses unerwarteten Angriffs in Aufregung, und der Übeltäter tauchte im Getümmel unter. Nun war guter Rat teuer. Niemand wußte, welches Tier dem Wertgegenstand als Tresor diente, und alle zwölfhundert abzuschlachten, hätte einen Verlust von 7000 Dollar und wahrscheinlich auch den eines Teiles der langjährigen Kundschaft gekostet. Doch schließlich fand McLaurin einen Ausweg. Er hängte an den Hals jedes nach San Franzisko gehenden Truthahns einen Anhänger: „Dieses Tier stammt von der Farm McLaurin und hat vielleicht einen Diamanten verschluckt. Dem ehrlichen Finder wird eine Belohnung von 250 Dollar zugesichert." Die Truthähne fanden natürlich bei allen Privatleuten, die sich noch zum Dankfest einen Braten mästen wollten, lebhaftes Interesse und waren innerhalb weniger Stunden restlos verkauft. Seitdem warten 1200 neue Truthahnbesitzer täglich darauf, daß ihr Tier endlich das Diamantenei legt. Bis jetzt ist dies aber trotz allgemein geregelter Truthahndarmtätigkeit noch nicht der Fall gewesen. Sicher wird aber das große Truthahnschlachten am Tage vor dem Dankfest den Ring wieder zum Vorschein kommen lassen. McLaurin aber lacht sich ins Fäustchen. Er braucht im nächsten Jahr für seine Diamantentruthähne sicher keine Reklame mehr zu machen.

*

*** Vergrößere dich durch elektrische Ernährung.** Die Japaner sind eine der kleinsten Rassen dieser Erde. Das mag ihr Selbstbewußtsein manchmal kränken, besonders im Umgang mit Hünen der angelsächsischen Rasse. Nachdem sie den Europäern nun schon alles abgeguckt haben, möchten sie gerne auch noch äußerlich sich unserem Format angleichen. Diese Wunschträume zu erfüllen, verspricht ihnen einer ihrer Landsleute, der als Arzt seit vielen Jahren um das Problem ringt. Bezeichnenderweise hat er aber zu seinen Versuchen nicht Japaner, sondern arme Indianer aus Brasilien verwandt. Dr. Noguchi experimentiert seit fünfzehn Jahren mit diesen Leuten. Er hat jetzt ein System der „elektrischen Ernährung" aufgestellt, mit dem es ihm möglich sein soll, die physische Konstitution eines Menschen von Grund aus zu ändern. Er will damit — allerdings nur bei jungen, noch im Wachsen begriffenen Menschen — den angeborenen Kretinismus vollständig geheilt haben, vor allem aber soll es ihm gelungen sein, jedwede Hautfarbe auf das gerade in Amerika so geschätzte und bevorzugte einwandfreie Weiß umzufärben und gleichzeitig größere Menschen zu züchten. Die Behandlung ist sehr einfach. Der Körper wird nur in strenger Regelmäßigkeit mit elektrischen Strömen von ganz bestimmter Stärke behandelt. Wenn sich diese kühnen Versprechungen bewahrheiten, wird Dr. Noguchi bald viel zu tun bekommen.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.